Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald

Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg

Band: 6 (1993)

Artikel: "A furchtbar gschtinggets Lisol" : Begegnung mit der Seveler Hebamme Dora Litscher-Gabathuler (1894 - 1989)

Autor: Schawalder, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-893189

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«A furchtbar gschtinggets Lisol»

Begegnung mit der Seveler Hebamme Dora Litscher-Gabathuler (1894 – 1989)

Paul Schawalder, Buchs

Es war im Sommer 1987. Die Gemeinde Sevelen während dreier Tage zu besuchen, Wissenswertes zu erfahren und darüber im Radio Gonzen zu berichten: das war mein Auftrag. – Politisches, Originelles und Gesellschaftliches redaktionell zu erfassen: das waren meine Vorstellungen.
Trudi Leuener aus Sevelen hatte mir am Telefon von der Hebamme Dora Litscher[1] erzählt. Eine dreiundneunzigjährige Frau, die hätte doch etwas zu erzählen. Das ahnte auch ich: Eine Hebamme vor sechzig oder gar siebzig Jahren: Was hat sie erlebt? Wie hat sie gearbeitet? Erinnerungen, ja, Erinnerungen wollte ich einfangen bei Dora Litscher. – Für eine fünfminütige Sendung im Radio? Fünf Minuten über ein dreiundneunzigjähriges Leben? Unmöglich, dachte ich. Oder gar unverschämt? Mit einer Bedingung, sagte ich mir: Dem kurzen Gespräch muss ein längeres in einer geeigneten Sendung folgen. Und so kam es.
Zweimal besuchte ich Dora Litscher im Grüel in Sevelen. Mit Mikrofon und Tonbandgerät; das störte sie überhaupt nicht. Es war für mich nicht irgendwer, die ich da besuchte. Eine sonderbare Stimmung begleitete mich auf dem Weg nach Sevelen. War es die Ehrfurcht vor dem hohen Alter? War es die Achtung vor der betagten Frau, die über vierzig Jahre lang bei Hausgeburten die Verantwortung trug? Oder war es die Spannung, was sie mir wohl zu erzählen habe?
Erst bei der zweiten Begegnung nahm ich auch die Umgebung von Dora Litscher richtig wahr. Mit Freude bemerkte ich, wie Dora Litschers Haus dem meiner Grossmutter und meinem Elternhaus sehr ähnlich war. Am Telefon hatte sie mir gesagt, ich solle einfach eintreten und an die Stubentüre klopfen. Und zwar ziemlich stark, hatte sie gesagt, sie höre nicht mehr gut. Natürlich wusste ich sofort, welches die Stubentüre war; die Innenarchitektur war tatsächlich dieselbe wie in meinem Elternhaus. So klopfte ich an die Türe.

Dora Litscher im August 1972.

«Ich, so ein Strupf ...»

Dora Litscher sass auf ihrem Stuhl am Fenster. Weil ich schon erfahren hatte, wie schlecht sie hörte und dass sie fast nicht mehr gehen konnte, wusste ich auch, warum ich nach dem Klopfen ohne weiteres in ihre Stube eintreten durfte. Sie erinnerte mich an meine Grossmutter, die auch nicht mehr gut hörte und auch nicht mehr gut gehen konnte, und die ebenfalls auf ihrem Stuhl am Fenster sass, so oft ich sie besuchte.
Von der Stubentüre bis zum Fenster, an dem Dora Litscher sass, waren es nur ein paar Schritte. Während ich auf sie zuging, löste sich jegliche Spannung in mir. Obwohl ich den Blick auf sie richtete, war mir, als hätte ich in der Stube schon alles gesehen und wahrgenommen. Die unbemalten Wände, die Wanduhr mit ihrem steten Ticken, der Tisch in der Mitte, die Blumen auf dem Tisch, die Kommode, die Bilder, der Kachelofen: alles war mir irgendwie vertraut. Dann die Begrüssung. Nicht so, als sähen wir uns zum ersten Mal. Keine Verlegenheit, keine musternden Blicke, keine belanglosen Fragen und Worte.
«Was wollen Sie hören von mir?», begann sie unser Gespräch. Vieles, dachte ich für mich, vieles möchte ich hören. Ob sie sich an die Zeit ihrer Berufswahl erinnere, fragte ich. «Freilich, ich war dreiundzwanzig Jahre alt. Ich war immer so eine flinke, lebenslustige Person. Ich habe nie gedacht, dass ich einmal Hebamme werden sollte. Da wurde aber meine Vorgängerin, eine alte Frau in Oberschan, krank, und ich habe darum mitgeholfen bei Geburten. Kurz vorher habe ich einen Samariterkurs besucht. Damals gab es in jeder Gemeinde eine Hebamme, man ging noch nicht ins Spital. Der Arzt, der die kranke Hebamme in Oberschan behandelte, erfuhr von meiner Mithilfe. Er hat mich gefragt, ob ich nicht Hebamme werden möchte. Ich habe nur gelacht und gesagt, o je, ich, so ein Strupf, das könne ich doch nicht. Das könne man lernen, sagte der Arzt. Er hiess mich, meine Mutter zu fragen. Und auch meine Mutter schüttelte den Kopf. 'Du? Nein, dich kann ich mir wirklich nicht als Hebamme vorstellen.' Doch der Arzt liess nicht locker. Als Bezirksarzt für die Hebammen zuständig, schränkte er vorerst ein, die Anmeldefrist sei zwar schon vorbei, aber sollte eine andere Bewerberin bei der Eignungsprüfung durchfallen, so könnte ich den Platz in der Hebammenschule bekommen. Ich fuhr dann wirklich zur Prüfung und dachte, so käme ich wenigstens einmal nach St.Gallen. Und tatsächlich erfüllten zwei Mädchen die Anforderungen nicht; die eine hatte keine gesunden Lungen, und die andere wollte überhaupt nicht mehr. So bekam ich den Platz in der Schule – und meine Mutter musste Schürzen nähen.»

«Die haben uns so furchtbar behandelt»

«Im Jahr 1917 trat ich in die Hebammenschule in St.Gallen ein. Zuerst gefiel es mir

überhaupt nicht. Die haben uns so furchtbar behandelt, so schroff und böse. Ich habe mir gesagt, hier bleibe ich nicht lange. Dann gefiel es mir aber je länger je besser. Der Kurs dauerte auch nur sechsundzwanzig Wochen.
Nach dem Abschluss der Schule wurde ich nach Oberschan gewählt. Allerdings war in diesem Dorf nicht viel los. In dieser Zeit lernte ich meinen späteren Mann kennen. Er war Seveler, kam zwar vom wartauischen Montjol, aber er war Seveler.
Es kam die Zeit, wo auch die Seveler Hebamme krank wurde. Die Gemeindebehörden fanden, ich passe in ihr Dorf, eben weil mein Mann Seveler war. Ich bin dann wirklich hierher gekommen und bin hier zweiundvierzig Jahre Hebamme gewesen.»

Dora Gabathuler (vorne, dritte von rechts) als Schülerin in Oberschan.

Lisol – das Desinfektionsmittel

Dora Litscher erinnerte sich an längst vergangene Zeiten, als wäre es gestern gewesen. Sie schilderte selbst kleinste Begebenheiten so, als würden sie gerade geschehen. Meine Bewunderung ihres Gedächtnisses war schon in der ersten Viertelstunde so gross geworden, dass ich kaum noch wagte, weitere Fragen zu stellen: Ich wollte den Fluss ihrer Erinnerungen nicht stören.
Ob sie sich noch an «ihre» erste Geburt erinnere, fragte ich einmal dazwischen. «Ja, ja, das ging ganz gut. Es war eine ältere Frau. Sie hatte Freude an mir und sagte, ich sei wie ein Mütterchen. – Ich habe in all den Jahren nie so richtig Komplikationen erlebt bei den Geburten. Das gab es damals nicht so oft. Die Frauen waren auch nicht so verwöhnt. Es ging alles viel einfacher zu und her. Ich hatte ja selbst sechs Kinder und habe auch in jenen Zeiten immer weitergearbeitet als Hebamme. Im Jahr 1959 habe ich dann aufgehört.»
Mein Glaube an Dora Litschers unerhörtes Gedächtnis liess in mir keine Zweifel aufkommen, dass sie sich auch daran erinnern würde, was aus den in ihrer Obhut geborenen Kindern später wurde. Aber da täuschte ich mich. Auf die Frage nach Persönlichkeiten oder gar Berühmtheiten, bei deren Geburt sie mitgeholfen hat, antwortete sie: «Ich weiss natürlich nicht, wer aus unserem Dorf etwas 'Rechtes' geworden ist ...» – sie lacht – «'recht' sind sie schon geworden, aber ...»
Zwölfhundert Kindern hat Dora Litscher auf die Welt geholfen; fast alle waren Hausgeburten. «Es kam auch mal vor, dass man ins Spital musste, aber ich ging nicht gerne. Da war man im Spital, und wenn die Geburt vorbei war, musste ich mitten in der Nacht wieder nach Hause.»
Ich konnte fast nicht begreifen, warum es bei so vielen Hausgeburten so selten Komplikationen gab. Ich dachte an die sterilen Verhältnisse und die Vorkehrungen von heute und erinnerte mich an den Begriff «Kindbettfieber». Aber Dora Litscher blieb dabei: «Also, ich habe selten Komplikationen gehabt und nie gesagt, das sei mein Verdienst. Es kam ja dann die Kriegszeit, und da war alles viel einfacher. Mit dem Essen zum Beispiel. Die Frauen waren viel besser 'dran' als später. Eben darum, weil man einfacher leben musste. Ich will nicht sagen, es sei nie etwas vorgefallen. Es gab vielleicht einmal eine Brustentzündung – aber Kindbettfieber, das hat es nie gegeben. Ich weiss nicht – die Frauen mochten schon mehr ertragen, und ich habe mich auch entsprechend verhalten und geholfen. Man hatte auch Desinfektionsmittel. Ich erinnere mich noch an 'a furchtbar gschtinggets' Lisol [ein fürchterlich stinkendes Lisol]. Das hat so gestunken, dass man schon von weitem wusste, wer ich war», sagte sie lachend. «Überhaupt, das war eine erste Bedingung, die wir in der Schule gelernt haben. Und wenn es nach Komplikationen aussah, so konnte man ja den Arzt rufen. Hauptsache war auch, die Kleinen richtig zu pflegen. Es gab auch die Vorschrift zur Brusternährung. Das ist doch das Beste, nicht wahr? Und wenn man ja selber Kinder gehabt hat, so konnte man auch dabei viel lernen.»
Eigentlich war's müssig, zu fragen, ob ihr der Beruf Freude bereitet habe: «Also, mir hat der Beruf gefallen. Er war schön, wirklich. Ich würde es wieder machen, natürlich. Aber eben, wenn man so denkt, was für einen Lohn man damals hatte, das ist doch haarig gewesen. Für eine Geburt und eine Woche oder je nachdem neun Tage Pflege hat man fünfundzwanzig Franken verdient. Und da war die Geburt dabei, die manchmal Stunden und Stunden gedauert hat. Als ich aufhörte, eben anno 1959, da war der Lohn siebzig Franken. Ja, ja, für die Geburt und die Pflege. Und da hat man dann noch gemeint, man habe zuviel. Hie und da hat ein Mann beim Bezahlen 'a paar Ooge' [grosse Augen] gemacht.

1 Dora (Dorothea) Litscher-Gabathuler, geboren am 3. Februar 1894 im Stutz in Oberschan, gestorben am 22. Januar 1989 in Sevelen. Sie war das zweite Kind des Mathias Gabathuler, Baumeister (1865 – 1940), und der Marie, geb. Zogg (1869 – 1925). Nachdem der Vater das Haus zum Konsum gebaut hatte, übersiedelte die junge Familie dorthin, wo sie bis 1904 wohnte. Mathias Gabathuler errichtete später bei der Säge das stattliche Haus mit der grossen Altane (das noch heute «s Boumaischter Tiise» genannt wird), in dem die wachsende Familie – sie zählte schliesslich, die Eltern eingeschlossen, stolze 14 Personen – untergebracht werden konnte. Dora Gabathuler verheiratete sich am 5. September 1919, zwei Jahre nach Erhalt ihres Hebammenpatentes, mit Niklaus Litscher (1894 – 1959) aus Sevelen, der im Montjol als Sohn des Stickers Johann Jakob Litscher (1857 – 1938) und der Katharina, geb. Gabathuler (1864 – 1941) aufgewachsen war. Dem im Grüel in Sevelen wohnhaften Ehepaar entsprossen sechs Kinder, wovon im Sommer 1933 ein Sohn beim Lindenblütenpflücken durch einen Sturz im Alter von knapp zehn Jahren der Familie entrissen wurde.

Der Hebammenkurs 1917 in St.Gallen. Als zweite von rechts in der oberen Reihe ist Dora Gabathuler zu erkennen.

In der Nacht mussten mich die Männer [Väter] jeweils abholen, tagsüber nicht. Ja, ja, manchmal im Winter hatte es auch Eis 'über alli Pöörter ussi' [überall, auf allen Wegen], so dass die Väter Angst hatten, die Hebamme könnte hinfallen und sich ein Bein brechen. Die Angst war natürlich nicht wegen der Hebamme, sondern wegen der Frau, die gebären sollte. – Ich konnte immer gut laufen, geschwind, und habe eben Sorge getragen, natürlich. Und wie froh sie jedesmal waren, wenn ich wieder heimkam. Mein Mann musste auch hie und da selber kochen. All die Jahre wusste ich immer, dass er zu Hause war, während ich fort gewesen bin. Nie musste ich Angst haben, die Kinder seien nicht im Bett oder hätten nichts zu essen. Das war etwas Grosses, freilich.»

«Der Lotse» – ein Gedicht

Ich bemerkte, wie Dora Litscher etwas müde geworden war. Sie war damit einverstanden, dass ich später nochmals kommen würde. Drei Wochen später war sie es dann selber, die die Initiative ergriff. Am Telefon teilte sie mir mit, sie habe mir etwas zu sagen, ob ich vorbeikommen könne. Worum es ging, sagte sie mir aber nicht.
Einmal mehr also klopfte ich mit nicht geringer Spannung an ihre Stubentüre. Sie sass am Fenster in ihrem Stuhl und winkte mir zu: «Nehmen Sie Platz, ich muss Ihnen etwas erzählen. Ich habe kürzlich in einem Heftli gelesen, eine Frau aus Basel suche das Gedicht 'Der Lotse'. Sie hätte es in verschiedenen Bibliotheken gesucht, aber nirgends gefunden. Ich bin sofort darauf eingegangen und habe ihr geschrieben, ich könne das Gedicht noch auswendig aufsagen. In der Primarschule mussten wir es lernen. Ich habe der Leserin das Gedicht aufgeschrieben und ihr zugeschickt. Sie hat es mir verdankt.
Ich habe darüber nachgedacht, wie der Lehrer uns damals dieses Gedicht so beibringen konnte, so eindrücklich, dass ich es nie mehr vergessen habe.» Ob ich es hören wolle, fragte sie. So konnte ich anhören, wie die dreiundneunzigjährige Dora Litscher das Gedicht von Ludwig Giesebrecht aufsagte; vor achtzig Jahren hatte sie es gelernt:

«'Siehst du die Brigg dort auf den Wellen?
Sie steuert falsch, sie treibt herein
und muss am Vorgebirg zerschellen,
lenkt sie nicht augenblicklich ein.

Ich muss hinaus, dass ich sie leite!'
'Gehst du ins offne Wasser vor,
so legt dein Boot sich auf die Seite
und richtet nimmer sich empor.'

'Allein ich sinke nicht vergebens,
wenn sie mein letzter Ruf belehrt:
Ein ganzes Schiff voll jungen Lebens
ist wohl ein altes Leben wert.

Gib mir das Sprachrohr. Schifflein eile!
Es ist die letzte, höchste Not!' –
Vor fliegendem Sturme gleich dem Pfeile
hin durch die Schären eilt das Boot.

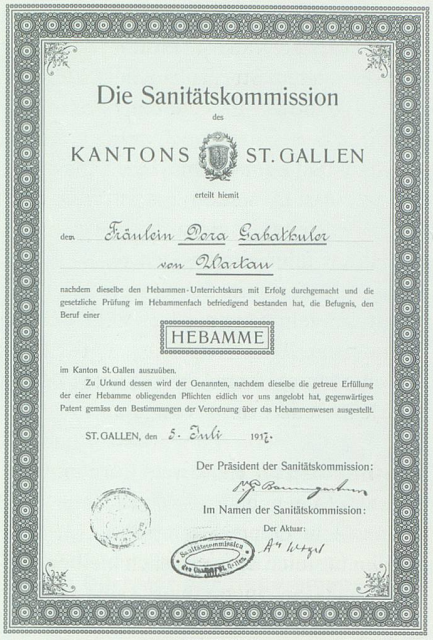
Jetzt schiesst es aus dem Klippenrande!
'Links müsst ihr steuern!' hallt ein Schrei.
Kieloben treibt das Boot zu Lande,
und sicher fährt die Brigg vorbei.»

Es ist mir gelungen, das Gedicht ausfindig zu machen. Der Vergleich zeigte: Dora Litscher hat es ohne den geringsten Fehler aus dem Gedächtnis vorgetragen.

Erinnerungen an die Schulzeit

Dora Litscher hat mir auch über ihre Schulzeit in Oberschan erzählt und über die damals einfache Schulführung. Sie erinnerte sich an einen ganz alten Lehrer, der seit seiner Seminarzeit dort unterrichtete; seinen Namen wusste sie allerdings nicht mehr. Schulratspräsident war der damalige Pfarrer Heller:[2] «Er war ein strenger Präsident, in allen Belangen.» Es war Dora Litscher offensichtlich wichtig, diese Feststellung den Erzählungen über den alten Lehrer voranzustellen. «Vier Klassen hatte der Lehrer; dreissig, vierzig, fünfzig Schüler sassen im Schulzimmer. Aber der Lehrer führte die Klassen prima. Er brachte viele Buben in die Realschule. Damals gab es als Oberstufe nur die Realschule. Ich weiss noch, wie bei Föhnwetter die Schule nicht so gut ging, allerdings wahrscheinlich nicht nur wegen des Föhns. Ich weiss noch gut, wie der Lehrer mit einem roten Kopf sagte, alle Rinder könne man lehren, 'nur euch nicht. Und dann sollte man noch Professoren aus euch machen.'

Wenn es gut ging, durften wir auch spazieren gehen. Eine Stunde von Oberschan entfernt war ein schönes Bauerngut, allerdings nur ein Stall. Es gehörte jedenfalls den Vorfahren des Lehrers. Der Spaziergang führte nämlich jedesmal zu diesem Gehöft. Man spürte, es war einfach Heimwehland unseres Lehrers. Wir sangen alles, was wir konnten. Er hat uns die Umgebung erklärt, das Schloss Sargans, das Schloss Werdenberg und das Gonzenbergwerk. Zuletzt, das habe ich nie mehr vergessen, verlangte er von uns noch einen 'Salven-Jutz'. Es war jedesmal lauter als schön.»
Zwischendurch nach ihrer Lieblingsmusik befragt, nannte sie die Ländlermusik. «Nicht etwa Jazz. Tanzen war für uns die Hauptsache.»



Die Sanitätskommission
des
KANTONS ST. GALLEN
erteilt hiemit

dem Fräulein Dora Gabathuler
von Wartau

nachdem dieselbe den Hebammen-Unterrichtskurs mit Erfolg durchgemacht und die gesetzliche Prüfung im Hebammenfach befriedigend bestanden hat, die Befugnis, den Beruf einer

HEBAMME

im Kanton St. Gallen auszuüben.

Zu Urkund dessen wird der Genannten, nachdem dieselbe die getreue Erfüllung der einer Hebamme obliegenden Pflichten eidlich vor uns angelobt hat, gegenwärtiges Patent gemäss den Bestimmungen der Verordnung über das Hebammenwesen ausgestellt.

ST. GALLEN, den 5. Juli 1917.

Der Präsident der Sanitätskommission:

Im Namen der Sanitätskommission:

Der Aktuar:

Dora Gabathulers Hebammen-Patent, ausgestellt am 5. Juli 1917.

Vom erwähnten Pfarrer Heller, der zu ihrer Jugendzeit in Oberschan amtiert hatte, sagte Dora Litscher: «Er war ein guter Mann, ein ganz guter Mann. Hauptsächlich für die Schule. Er war elend draufgängerisch. Die Realschule war sein Lieblingskind. Er schaute immer auf die Ordnung und darauf, dass die Schüler gefördert wurden. Er war auch elend streng. Es durfte nicht geraucht werden; das war das 'Füllschti' [Schlimmste], was ein Schüler sich leisten konnte. Die Strafaufgaben dafür waren enorm. Die Fehlbaren mussten in der Kinderlehre ganz grosse Gedichte aufsagen, 'Schillers Glocke' zum Beispiel, oder 'Die Bürgschaft', von A bis Z. Das war furchtbar. Andererseits hat Pfarrer Heller talentierten Schülern Lehrstellen vermittelt. Sogar ins Ausland. In den Jahren 1910 oder 1912 wurde die achte Klasse eingeführt. Im Sommer war morgens schulfrei. Es sei gescheiter, die Kinder hülfen zu Hause, war die aufbegehrende Forderung der Erwachsenen; sie nützten da mehr. Nach Einführung der achten Klasse musste eine dritte Lehrstelle geschaffen werden. In der Regel kamen junge Seminarabsolventen nach Oberschan – natürlich ein Sprungbrett für spätere bessere Stellen.»

Wie in Oberschan der Skisport geboren wurde...

«Einer dieser Lehrer brachte die ersten Ski nach Oberschan. Schöne, weisse Ski waren es. Da waren natürlich alle Jungen neben dem Häuschen. Alle wollten Ski. Und alle bastelten Ski aus Fassdauben. Mit grossem Ernst wurde geschnitzt und poliert. Alle probierten es, Mädchen und Buben. Sie wollten wissen, wer am besten Ski fährt. So wurde bei uns der Skisport geboren. Ich habe nie probiert; ich war schon zu alt.» – Dora Litscher war damals zwanzig Jahre alt. Sie durfte gar nicht Ski fahren; ihre Mutter liess es nicht zu. «Wir hatten auch gar nicht so viele Fassdauben. Überhaupt war unsere Mutter streng. Sie sagte immer, das hätte man noch nie gemacht, und gescheiter wäre, wir würden werken.»

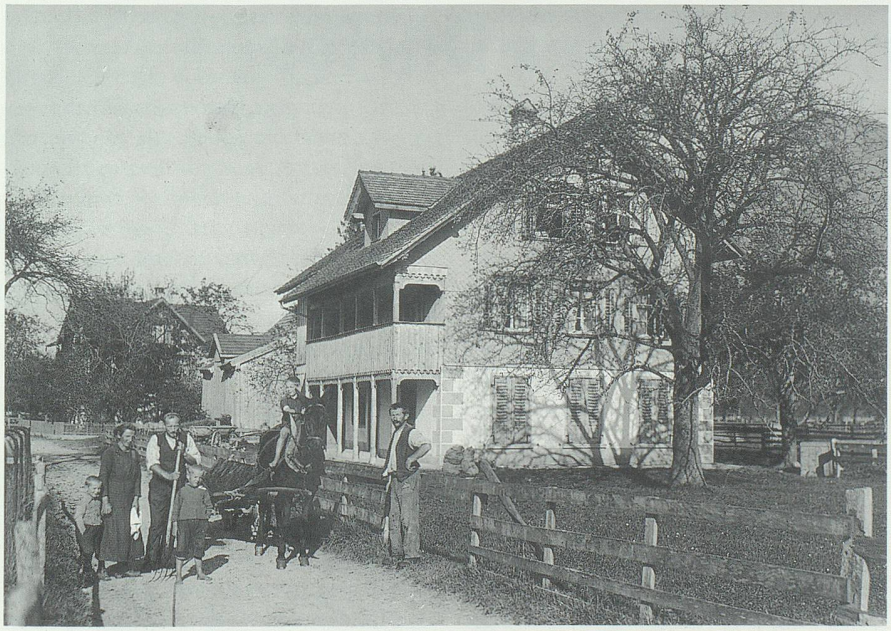
«Während des Krieges waren 'meine' Frauen gesünder als nachher...»

Dora Litscher hat beide Weltkriege so erlebt wie eben das ganze Schweizervolk: vom Kriegsgeschehen nur indirekt betroffen. Sie erinnerte sich an die Jahre 1914 bis 1918: «Wir waren damals jung und ledig und begleiteten die jungen Schweizer Soldaten zum Bahnhof. Wir wussten nicht einmal, dass es für sie kein Vergnügen war. Das war ja saudumm von uns. Wir wussten aber wirklich nichts. Später ist es uns dann schon vergangen ...

Hungern mussten wir zwar nicht, aber an der Hebammenschule war das Essen furchtbar schlecht. Man hatte nichts anderes, und man war froh um das, was man hatte. Es waren vor allem gedörrte Früchte, die wir zwar auch zu Hause vorgesetzt bekamen. Sie wurden in grossen Mengen gekocht und waren schlecht. Ich habe nie reklamiert, andere schon. Reklamieren nützte nicht viel. Ausser, dass die Früchte vor dem Kochen wenigstens gewaschen wurden.

Auf den Ersten Weltkrieg war niemand vorbereitet. Deshalb fehlten die Nahrungsmittel. Erst im Zweiten Weltkrieg kam der Wahlen [Bundesrat Friedrich

Das Haus von Niklaus und Dora Litscher im Grüel in Sevelen. Aufnahme gegen Ende der 20er Jahre.



2 Johann Ulrich Heller (1863–1937), Bürger von Thal, Pfarrer in der evangelischen Kirchgemeinde Wartau-Gretschins von 1890–1906 und von 1925–1937. Jakob Kuratli führt über ihn aus: «Neben dem Pfarramte betätigte er sich mit Eifer auch im Schulwesen, lag ihm doch die Erziehung und Bildung der Jugend ganz besonders am Herzen. Selber aus einfachen, bäuerlichen Verhältnissen stammend, machte es ihm Freude, wenn er jungen, anstelligen Söhnen unserer Kleinbauern und Handsticker den Weg zu einem besseren Fortkommen tatkräftig vorbereiten konnte. [...] Zum Schulratspräsidenten von Wartau gewählt, wurde während seiner Amtszeit im Frühjahr 1906 die sogenannte Ergänzungsschule mit nur einem Unterrichtstag pro Woche in der Gemeinde durch die Einführung der achten Primarklasse ersetzt und dadurch die Ausbildung der Jugend verbessert. Im Werdenberg wirkte Pfarrer Heller als Bezirksschulratspräsident, der in allen Schulfragen seinen Mann stellte.» Als Mitglied der Freisinnig-demokratischen Partei gehörte er während einer Amtsdauer dem st.gallischen Grossen Rat an. Begeistert vom Selbsthilfegedanken Raiffeisens wurde er zudem 1905 zum Gründer der Wartauer Darlehenskasse; gleichzeitig gründete er den Sparverein Wartau, der junge Leute durch monatliche Einlagen zum Sparen erzog und ihnen die finanzielle Grundlage für die Zukunft verschaffen sollte. – Siehe J. KURATLI, *Geschichte der Kirche von Wartau-Gretschins*. Buchs 1950 bzw. Reprint Buchs 1984 (Werdenberger Bücher-Reihe, Bd. 5), S. 348 – 350 und 353 – 355.

Nicht «nur» Hebamme, die zwölfhundert Kindern auf die Welt geholfen hat, sondern auch Bäuerin.

Traugott Wahlen] und hat die Versorgung der Bevölkerung 'aagschieret' [in die Wege geleitet, organisiert]. Wir hier, wo wir selber anpflanzten, waren nicht zu erbarmen. Wir hatten Kartoffeln, Türken und Gemüse. Eier durften wir pro Person nur eines essen im Tag. Es wurde registriert, wie viele Hennen im Hof waren und wieviel Vieh im Stall.»

Während des Zweiten Weltkrieges stand Dora Litscher voll in ihrem Berufsleben als Hebamme. In diesem Teil unseres Gespräches machte sie eine erstaunliche Aussage: «Damals waren 'meine' Frauen gesünder als nachher, wo sie alles wieder kaufen konnten. Ganz sicher. Die Ernährung war in jedem Haushalt natürlich dieselbe. Und es ging schon gut. Verhungert ist niemand.»

In ihrer Freizeit wanderte Dora Litscher gerne. Stolz erzählte sie mir, dass sie vierzehnmal den Alvier bestiegen habe; auch auf der Jungfrau (wohl auf dem Jungfraujoch) sei sie gewesen. Dieser Ausflug hinterliess in ihr einen besonders starken Eindruck, weil sie zum ersten Mal einen Gletscher sah. «Dort oben war auch eine grosse Bronze-Wand aufgestellt. Es hat mich sehr beeindruckt, was dort drauf geschrieben stand, zwar in Englisch, aber es hiess: 'Herr, wie sind deine Werke so gross und viel, du hast sie alle weise geordnet.' Es war schön.

Mit meinem Sohn fuhr ich nach Holland. Wir fuhren auch ein Stück aufs Meer hinaus. Es hat mir gefallen, wie mein Sohn mit mir überall hingegangen ist. Ich war bereits eine alte Frau. Mein grösster Wunsch war aber eine Reise ins Lötschental. Er wurde mir erfüllt, und es war sehr schön. Es ist ja einfach dort, ganz einfach. Es fuhr ja nur ein Postauto ins Tal. Das Wetter war schön. die Bauern waren am Heuen, und es schmeckte so gut, das Heu.

Sonst aber konnte ich nie fortgehen. Es war wegen der Frauen, die mich bei der Geburt brauchten. Auch mein Vater war eigentlich gegen das Herumreisen und Wandern. Er konnte das nie begreifen. Er konnte nicht begreifen, wie man nach der Arbeit in der Freizeit noch auf den Alvier steigen konnte. Ich dachte, eine Schanerin, die hier aufgewachsen ist, ist halt eine Berglerin. Es war meistens am Sonntag nach der Kinderlehre, wo ich auf die Schaneralp gestiegen bin. Schon wegen der Alpenrosen. Ich wüsste noch gut, wo die schönsten sind ...»

Zwischendurch fragte Dora Litscher auch mich nach gemachten Reisen und Ausflügen. Auf die Bemerkung, das sei halt oft ein Zeitproblem, meinte sie kurz und bestimmt: «Man muss halt Zeit machen ...»

Meine Begegnungen mit Dora Litscher werden für mich unvergesslich bleiben. Sie hätte noch viel zu erzählen, sagte sie mir, ganze Bücher. Einige Male durfte ich sie noch besuchen, bevor sie ein gutes Jahr nach der Radiosendung am 22. Januar 1989 im Alter von fünfundneunzig Jahren gestorben ist. Sie hat unzählige Erinnerungen und Geschichten mit ins Grab genommen.

Bilder

Zur Verfügung gestellt von Käthy Zogg-Litscher, Pradastrada, Weite, und Marianne Zimmermann-Litscher, Buchs.

Von Geburt und Tod in der Gemeinschaft des Dorfes

Emma Dürr-Kaiser, Gams

Schwangerschaft und Geburt

Bis in meine Jugendzeit war die Geburt eines Menschen umgeben von Bräuchen und Ritualen, ein verschämt geheimgehaltenes Ereignis, an dem nur Frauen teilhatten. Anfangs unseres Jahrhunderts stand in der Gemeinde Gams eine einzige Frau den Müttern in ihrer schweren Stunde bei. Sie war verheiratet und hatte selber eine Stube voller Kinder. Man kann sich ausdenken, dass sie mit den grossen Familien viel zu tun hatte und manchmal an zwei Orten gleichzeitig gebraucht wurde. Diese Frau, die unseren Vätern und Müttern auf die Welt geholfen hat, war die zahnlose Ameï, wohnhaft auf der Bsetzi, nahe bei der Kirche. Ihre Nachfolge trat Fräulein Pauline Rickli an. Später übernahm Bertha Dürr, welche während einiger Zeit mit Pauline Rickli zusammengearbeitet hatte, dieses Amt. Sie ist mir und vielen Familien des Dorfes im Zusammenhang mit Geburt und Wochenbett noch in bester Erinnerung.

Die Hebamme

Bertha Dürr hatte sich in den zwanziger Jahren an der Hebammenschule in St.Gallen ausbilden lassen. Der Kurs dauerte damals nur ein halbes Jahr und beschränkte sich auf das wichtigste Wissen über Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett. Die dürftigen Aufzeichnungen darüber sind noch in einem kleinen Wachstuchheftchen vorhanden. Einige Mühe scheinen Bertha die lateinischen Benennungen der verschiedenen Körperteile und medizinischen Anwendungen gemacht zu haben. Ihre reiche Erfahrung im Laufe der vielen Jahre aber hat sie zur ausgezeichne-